

VON CHRISTIAN JOOSS-BERNAU

Es war tief in der Nacht. Eigentlich schon am frühen Morgen. Bei ihrem allerersten Konzert in Wien. Da stand dieser Typ im Publikum: „Hört auf!“, schrie er. „Das ist Scheiße! Das wird nie was!“ Markus Binder hat das nie vergessen. Es gefällt ihm bis heute. Dieser Typ hatte es begriffen. Er hatte verstanden, dass er da etwas hört, was es nicht gab: eine Ziehharmonika, verzerrtes Heulen. Ein Punk-Knüppel-Schlagzeug. Und Rap. Irgendwie so wie in New York. Nur auf Österreichisch.

Etwas mehr als 30 Jahre später sind die zwei von Attwenger immer noch da und veröffentlichen ihr neuntes Studioalbum beim Münchner Label Trikont. Es heißt „Drum“ wie drum und dran oder wie Schlagzeug. Es ist ein Album, das es eigentlich nicht geben kann, weil so etwas noch keiner gemacht hat. Es ist irreführend, es ist ausgefuchst, und es ist für all die wilden Music Lovers, die keine Angst vor gar nichts haben. Als Attwenger anfangen, war die Volksmusik im Aufbruch. Man hörte die erste verzerrte E-Gitarre, und ein Hiatamadl

# Musik von einem anderen Stern

Das österreichische Duo „Attwenger“ hat beim Münchner Label Trikont Neues gewagt. Einmal mehr. Herausgekommen ist ein Album, das es eigentlich nicht geben kann



Auch wenn der Mars eine Rote Rübe ist: Hans-Peter Falkner und Markus Binder (von links) sind die Aliens der österreichischen Popmusik.

FOTO: TIM HUPFAUER

Hätten „The Prodigy“ jemals Volksmusik gemacht, hätte es vielleicht so geklungen

hatte keine dickn Wadl. Attwenger spielen in ihrer eigenen Welt, weit draußen. Dort, wo neue Musik passierte und schnell reimende Rapper ihr Leben zu Text machten und aus Text ein neues Leben schufen.

Mit dem neuen Album steuern Attwenger nach vielen Wendungen nun in den Trap, einen Hip-Hop-Stil der auch schon eine ganze Weile in der Szene rumort, in den vergangenen Jahren aber an die Oberfläche durchbrach. „erso & sieso“ heißt die erste Nummer. Synthiebass und elektronische Bassdrum kullern rund geformt durch die Nummer. Und an der Leine tänzelt die Hi-Hat. Elektronisch und mit Filtern bearbeitet – eigenständiger Sound-Groove. Spricht man den Schlagzeuger Markus Binder darauf an, freut er sich und erzählt, wie die Bass-Drum in den Achtzigern nur ein „diffuser Wumms“ war, wie sich mit dem Hip-Hop die Bass als eigenständige Wucht etabliert hat. Und wie nun der Trap musikhistorisch ein „toller Step vorwärts“ ist, weil sich die Hi-Hat emanzipiert und die Grundelemente eines Schlagzeugs erstmals gleichberechtigt sind.

Binder ist der Pop-Ingenieur hinter den Attwenger-Songs. Ende der Neunziger hat er mit einem Studio begonnen, sich abzukoppeln von den Produktionsbedingun-

gen des Marktes. Heute hat er alles „im Rechner“ und freut sich, dass damit die „ultimative Demokratisierung und Entkapitalisierung möglich ist“. „Drum“ ist ein Ergebnis nächtelanger Tüftlei. Für „foisches Viech“ haben sie sich von Fuzzman einen verzerrten Bass über den Sequenzer-Rhythmus einspielen lassen. Der Text ist rhythmisch pulsendes Denken über das wilde Wesen in den Eingeweiden des Menschen, stoisch zweistimmig auf einen Ton sprechgesungen. Die Bestie aber ist die verzerrte Ziehharmonika von Hans-Peter

Falkner, die tobt, tost und brüllt wie nie zuvor. Um Vergleiche verlegen, ahnt man, dass es vielleicht so geklungen hätte, hätten *The Prodigy* Volksmusik gemacht.

„Schuidn“ ist ein Zwiesing in Stile eines Wiener Liedes über einen, dem das mit dem Geld über den Kopf wächst. Der Witz ist der massive, auf Bass und Snare reduzierte langsame Hip-Hop-Beat. Mehrere Bass-Drums hat Binder übereinander gelegt und bearbeitet, bis er seinen Sound gefunden hatte. Er ist raumfüllend. Gar nicht einfach, einen Sound so zu bearbeiten,

dass er im Mix nicht den anderen Instrumenten die Lautstärke wegfrisst. Aber Binder, der als Schlagzeuger immer schon eine maschinenhafte Präzision hatte und Beats stanzen konnte, arbeitet auch als Musiker ein wenig so, wie ein analoger Synthesizer. Der formt den Ton mittels subtraktiver Synthese, heißt, aus dem vollen Frequenzspektrum werden mittels Filtern bestimmte Frequenzen entfernt. So entsteht auch der Attwenger-Sound durch das, was abgezogen wird. „Reduce it to the max“, sagt Binder. Am Ende des Prozesses bleibt

genau das Notwendige übrig, was den Song ausmacht. Das funktioniert übrigens auch in den Binder-Texten: „i kapiers nie vamiss mi / friss mi vagismi sogd sie“ heißt es in „vagismi“ einer Nummer, die mit dem Vokal „i“ in einem hübsch begrenzten Frequenzraum spielt.

Mit einem winzigen, ewig wiederholten Soundschnipsel, einem Sample, ist „leider“ gebaut. Man denkt an ein Wiener Lied, aber der Schnipsel ist doch ein Vokalstück aus Nordamerika. Eine Schellackaufnahme. Der Transfer zwischen der neu-

en und der alten Welt – da ist sie wieder, die Kernidee dieser Band. Der Sample wird transponiert und zur Bluesbegleitung für den Gesang. Binder probierte: spielte mit Bass und Rhythmus. Bis er erkannte: „Das Rauschen ist die Musik, That’s it.“ Das Rauschen der Schellack-Platte öffnet in diesem Popsong von dreieinhalb Minuten eine historische Dimension, so wie Attwenger mit ein paar Nummern im alten Polka-Punk-Stil auch auf dieser Platte ein Duo sind, das die eigene Klanggeschichte zum Thema macht. Der Schnipsel aus Nordamerika macht in diesem Zeitverschachtel-Spiel die Tiefe der Vergangenheit spürbar, aus der er hochgetaucht wurde, bis er heute in einem Lied zur aktuellen Situation das Fundament liefert. Einem Lied über Linke, die heute rechts wählen. „Ich habe es von Anfang an so gesehen, dass Musik auch ein Transportmittel für einen Diskurs, eine Meinung, eine Provokation, die Mitteilung eines politischen Standpunktes ist“, sagt Binder. Und man könnte mit ihm über Reagan und Thatcher und die „Konkurrenzmentalität“ reden. Darüber, warum der Sozialdemokratie Wählerschichten weggebrochen sind, die heute

Sie haben in Venedig gespielt, waren in Mexiko, Pakistan, Zimbabwe

auf der Gegenseite marschieren. Aber erstens will Binder nicht erzählen, was andere schon vor ihm gesagt haben und zweitens ist die Attwenger-Art, einen Standpunkt zu vertreten, eine andere. Und so ist mit einem Refrain – reduce it to the max – alles gesagt: „i mog diese leid ned / diese leid meng ned mi / die glaubm das bessare gibt / und schlechtere gibt / und die bessan des san oiwei sie“.

Attwenger funktionieren als Pop-Band ein wenig so, wie die *Pet Shop Boys*. Man kann „Drum“ mit Überbau hören und wissen, dass Markus Binders Musikgeschmack locker bis John Cage und Neuer Musik reicht. Dann wundert man sich nicht, wenn man hört, dass sie schon auf der Architekturbienale in Venedig gespielt haben. Man kann Attwenger als Pop-Neuerer hören, die international verständlich sind. Dann wundert man sich nicht, dass sie in Amerika waren, in Mexiko, Pakistan, Vietnam, Zimbabwe. Oder man kann Attwenger hören und gar nichts denken wollen. In einem kleinen klebrigen Club mit dem dritten Bier in der Hand sich einfach nur freuen, wie einem der Beat in den Bauch fährt: „grod hob i aun wo docht / auf amoi is des furt / i waas ned woas docht / keine ahnung völlig wurscht“.



Demokratischer geht's kaum: Die Arbeiten aus der Ausstellung „For Free“ sind rundum in Doppelreihen an die Galerie-Wände gepinnt.

FOTO: KILIAN BLEES

# Gemeinsam statt einsam

100 Künstler zeigen in der Galerie Andreas Binder mit dem Projekt „For Free“, wie's geht

München – Das sind doch alles Einzelkämpfer, Ellbogenmenschen, die sich nur für sich selbst interessieren. Dieses Diktum gilt gemeinhin für Künstler und ganz besonders für bildende Künstler, denen in dieser Hinsicht vielleicht noch die Literaten das Wasser reichen können. Die einen stellt man sich allein in ihrer Schreibstube vor, die anderen sieht man einsam im Atelier werkeln. Das Resultat in Pandemiezeiten? Jeder für sich und gemeinsam maximal einsam.

Die Verkaufserlöse kommen in einen Topf und werden gleichmäßig verteilt

Doch nun zeigt das Projekt „For Free“ in der Galerie Andreas Binder, dass es auch anders geht: „Gemeinsam statt einsam“ lautet die Devise, bei der mehr als 100 Künstlerinnen und Künstler zeigen, dass sie nicht nur Einzelkämpfer sind, sondern in Pandemiezeiten ein neues Gemeinschaftsverständnis und einen neuen Zusammenhalt entwickeln. Die Liste der beteiligten Künstler ist nicht nur beeindruckend lang, sondern auch vielfältig. International renommierte Namen stehen neben jungen Akademieabsolventen, Professoren neben Studierenden und Autodidakten, die meisten natürlich mit München-Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München Eine Dienstleistung des SZ-Archivs

Bezug, aber etliche weitaus mehr als Lokalmatadoren. Die Idee zu „For Free“ stammt von dem Künstler Daniel Man. Gefördert wird das Ausstellungsprojekt, das vollständig den Titel trägt „For Free“ (\*artists are not working for free), von der Stiftung Kunstfonds.

Das Ganze ist ein echtes Corona-Kind. Es bezieht viele Künstlerinnen und Künstler mit ein und das Konzept setzt vollständig auf Solidarität – im Entstehungsprozess, in der Präsentation wie im Ergebnis. Denn egal wie viel eine einzelne Arbeit kostet – und die Preise variieren erheblich – alle Verkaufserlöse kommen in einen Topf und werden am Ende gleichmäßig verteilt. Auch zeigen alle 100 Kunstschaffenden ihre Arbeiten gemeinschaftlich und gleichwertig. Denn nicht nur, dass jeder die gleiche Ausstellungsfläche hat, wobei die Arbeiten in Doppelreihen gehängt sind, auch die Formate mussten gleich groß sein. Egal in welcher Technik, das Werk sollte auf ein DIN A3-Format passen. Neben Malerei, Zeichnung, Collage und Fotografie in gegenständlicher wie abstrakter Bildsprache gibt es auch Materialarbeiten und Cut-Outs und auch einige Werke in Sprühtechnik sind dabei. Das hängt auch damit zusammen, dass Kurator Daniel Man aus der Graffiti-Szene kommt. Auch der Titel rührt teilweise daher. Denn Kunst im öffentlichen Raum ist für

den Betrachter „for free“. Der Ausstellungstitel spielt darauf an, dass es auch hier etwas umsonst gäbe, stellt aber durch den Zusatz „\*artists are not working for free“ klar, dass Kunst nicht kostenlos sein kann und darf, und dass Künstler selbstverständlich von ihrer Arbeit leben müssen – wobei dieses Etwas in Corona-Zeiten mehr denn je geschrumpft ist, wie die zahlreichen Demonstrationen in den vergangenen Monaten deutlich machen.

Mangels Gewerkschaft und Lobby drohe die Kulturbranche unterzugehen

So weist Daniel Man explizit darauf hin, wie schwierig es für Künstler schon vor der Pandemie war, von ihrer Kunst zu leben, wie prekär der Alltag der meisten Kulturschaffenden schon vor März 2020 war. Doch die Pandemie habe auch hier „das Brennglas angesetzt“. Die unterschiedlich gewichteten Ausfallforderungen der Regierung hätten zu einer Spaltung verschiedener Berufssparten geführt. Hinter den lauten Rufen „kollektiv organisierter Lobbyisten arbeitsplatzrelevanter Branchen“ werde die Kultur als „machtpolitisch nicht ausreichend organisierte Gemeinschaft von Individualisten“ zum „fünften Rad am gesellschaftlichen

Wagen“ degradiert. Mangels Gewerkschaft und Lobby drohe die Kulturbranche unterzugehen. Dabei seien Künstler doch besonders kommunikativ, spontan, kreativ und oft extrem gut vernetzt, weiß Daniel Man.

Wie vernetzt Aktionen, Interaktionen und Reaktionen auf dem gesamten Kunstmarkt sind, zeigt das Projekt „For Free“ auch. Um das zu veranschaulichen, hat Man in den Ausstellungsraum eine Computerprojektion einer animierten Grafik integriert, die aus Antworten der beteiligten Künstlerinnen und Künstler generiert wurde. Das Open Source Tool Infranodus von Nodus Labs Berkeley kann aus textbasierten Netzwerkanalysen Grafiken und Muster erstellen, um Beziehungen und Verbindungen zu visualisieren. So sieht man ein globales Netzwerk, das die Beziehungen zwischen Künstlern, Sammlern, Museen, Kuratoren und jeder Art von öffentlicher Interaktion in Zusammenhang mit Zu- und Absagen der beteiligten Künstler darstellt. Die Projektion ist ein eindrückliches Schaubild der Krise der Kunst in der Pandemie. EVELYN VOGEL

For Free\*, eine Intervention von mehr als 100 Künstlerinnen und Künstlern initiiert von Daniel Man, Galerie Andreas Binder, Knöbelstraße 27, noch bis 5. Juni, nach Anmeldung: ☎ 21 93 92 50, www.galerieandreasbinder.de/forfree

# Auftakt nach Maß

Die Walküre entzückt im Nationaltheater

München – Nikolaus Bachlers Hand ist das emotionale Barometer dieses durch und durch außergewöhnlichen Opernabends. Nach über sechsmonatiger Schließung öffnet das Nationaltheater wieder für Publikum. Intendant Bachler hört in der Proszeniumsloge zu. In den Szenen, in denen sich Musik, Geschichte und das Gefühl, an etwas Einzigartigem teilzunehmen, zu einer raumgreifenden Spannung verdichten, sieht man, wie sich Bachlers Hand um das Logengeländer krampft. Und das passiert oft in dieser Vorstellung.

Der erste Moment: Als das Orchester nur für seinen Auftritt Standing Ovations bekommt. Es gibt den ersten Aufzug aus der *Walküre*. Konzertant. Das düsterdräuende Vorspiel, es rasen die Bratschen und Celli, viel Unterdruck, der in einzelnen Schlägen aggressiv herausbricht. Das Staatsorchester unter Asher Fish spielt voller Präzision mit geschärftem Geist und einer Aufmerksamkeit für die Details der Musik, die so gezielt bei Profis vermutlich nur durch eine längere Pause entstehen kann. Man kennt das von Jugendorchestern: Wenn die Musiker die Werke das erste Mal spielen, spritzen die musikalischen Ideen heraus, weil die Musik in diesem Moment von den jungen Musikern erstmals entdeckt wird. Diese Haltung, gepaart mit der technischen Versiertheit eines Spitzenorchesters, ist äußerst selten

und höchst beeindruckend. Vor allem bei solch einem bekannten Werk.

Und dann kommt Jonas Kaufmann, und dann gibt es sowieso kein Halten mehr. Denn er schafft es, so präzise wie selten gehört, Stimmfärbung und emotionale Färbung seiner Rolle zu verknüpfen. In kleinsten Details wandelt er sein Timbre, wird hell, wird hoffnungsfroh, als er mögliche Namen für sich aufzählt wie „Frohwal“, wird tief verletzt, wenn er darüber spekuliert, eben eigentlich „Wehwal“ heißen zu müssen, das ist außergewöhnlich. Wagners düsteres Pathos des vereinigten Wälsungenblutes – nur selten hört man Text, Harmonie und Stimmtimbre derart verschmolzen. An Kaufmanns Seite stehen mit ungemein kräftigem Sopran Lise Davidsen als eine das Schicksal selbstbewusst herausfordernde Sieglinde und Georg Zeppenfeld als verhärteter Bösewicht Hundung. Drei Zugaben gibt es, nachdem man eine gute Stunde lang völlig erstarrt lauschte. Asher Fish begleitet die drei Solisten am Klavier, Kaufmann mit dem „Wesendock“-Lied „Sag welche wunderbare Träume...“, Davidsen mit Griegs „Vären (Last Spring)“ und Zeppenfeld mit Richard Strauss' „Wie schön ist doch die Musik, aber wie schön erst, wenn sie vorbei ist“ aus der „Schweigsamen Frau“. Statt des letzten Satzteils singt er aber: „in diesen Zeiten“. Wie wahr. RITA ARGAUER



An sich eine sensationelle Situation: Jonas Kaufmann, Lise Davidsen und Asher Fish (von links) eröffnen das Nationaltheater wieder.

FOTO: WILFRIED HÖSL